

DIE FACKEL

Nr. 27

WIEN, ENDE DECEMBER

1899

MAN MUSS SICH TOT MELDEN

Geehrter Herr Kraus! Montag den 25. Dezember, früh, schrieb ich eine für Sie bestimmte Nachtragszuschrift, die mit den Worten schloß: »Wenn nicht baldigst energisch Wandel geschafft wird, prophezeie ich für die nächste Zeit, insbesondere bei Witterungs-umschlägen, eine Reihe von Unglücksfällen auf der Südbahn. Daß sie auch alle dem Zeitungspublikum bekannt werden, kann ich nicht ebenso sicher behaupten.«

Nachmittags las ich die Bestätigung meiner Vorhersage, und der Bericht eines Augenzeugen, eines Passagiers jenes Eilzugs, der bei Kalsdorf verunglückte, ward mir ein neuer, geradezu schauerlicher Beleg für all das, was ich Ihnen in meinem ersten Artikel geschrieben. In Kalsdorf sollen noch die Trümmer des 24 Stunden vorher dort entgleisten Lastzuges umhergelegen sein. Man soll gar nicht recht gewußt haben, daß der Schnellzug zu erwarten sei — mit einem Wort: Konfusion in der Betriebsführung. Bei Marburg versagte die Vakuumbremse: Untüchtige Maschinen. In dem verunglückten Schnellzug ist kein Verbandzeug, kein Instrument zur Freimachung des einen Verletzten zu finden, in dem Ambulanzwagen ist statt Heißluftrohren ein kleiner eiserner Ofen angebracht: Gleichgültigkeit gegen das Leben der Bediensteten. Wohin man sieht, sträfliche, verbrecherische Nachlässigkeit und Unterlassung. Freilich nach der entsetzlichen Verstümmelung des Postkondukteurs Zátka und des Lokomotivführers Brichta (beide sollen schon tot sein) ward dem Publikum ein beruhigender Trost gespendet: Der Verkehrsdirektor der Südbahn, kaiserlicher Rat Casper, hat sich behufs Vornahme der nötigen Erhebungen an Ort und Stelle begeben.

Was er herausbringen wird? Ich möchte wetten, daß der tote Lokomotivführer Brichta an allem schuld sein wird oder irgendein armer Wächter mit 24 Stunden Dienstzeit. Aber den Gedanken schlage sich Herr Casper aus dem Kopfe, daß man ihm dieses Resultat seiner »Erhebungen« glauben wird. Man weiß heute ganz genau, wo die Schuldigen zu suchen sind. Wenn gar nichts anderes, so hatte mein Artikel, dessen Richtigkeit nun in so furchtbarer Weise nachgewiesen wurde, auf die wahrhaft Schuldigen hingewiesen. Man hatte nach seinem Erscheinen gar keine Ausrede mehr, man kannte genau die Ursachen aller Gefahr, und es hieß mit vollem Bewusstsein sich des Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens (§ 335 St. G.) durch eine Unterlassung der gebotenen

Vorsichtsmaßregeln schuldig machen, wenn man auf dieser Strecke, auf der der Tod in jedem Winkel, an jeder Weiche, an jeder Maschinenschraube lauert, die Züge, insbesondere zur Weihnachtszeit, wo der Verkehr schon an sich riesig steigt, fahren ließ, ohne auch nur die geringste Änderung an den bestehenden, mörderischen Einrichtungen zu treffen. Die Schuldigen — dies möge sich nicht bloß Herr Casper ad notam nehmen — sind in erster Linie die Verwaltungsräte der Südbahn, in Wien also die Herren:

Johann Freiherr v. Chlumecky, Exzellenz, Präsident,
Graf Th. Szechenyi, Exzellenz, Vizepräsident,
Robert Biedermann v. Turöny,
Graf Marcus Bombelles sen.,
A. Graf Ceschi a Santa Croce, Exzellenz,
Alfred v. Haber,
Alexander Merey v. Kaposmere, Exzellenz,
Elek Baron Nopcsa,
Albert Freiherr v. Rothschild,
Dr. Leonh. v. Schweigert,
Ladislaus v. Tisza,
Graf Maxim Trauttmansdorff—Weinsberg,
Ludwig Wollheim, Exzellenz.

Alle diese Herren sind mit strengem Arrest von sechs Monaten bis zu einem Jahre zu bestrafen, da ihre Sparsamkeit das Einstellen der nötigen Anzahl von Bediensteten und Beamten, die Ausgestaltung der Bahnhöfe, die Vermehrung der Geleiseanlagen, die Einführung der nötigen technischen Sicherheitsvorkehrungen usw. verhindert hat, — Unterlassungen, die »schon nach ihren natürlichen für jedermann leicht erkennbaren Folgen« den Tod zweier Menschen herbeiführen konnten und wahrscheinlich inzwischen tatsächlich schon herbeigeführt haben.

In den oben angeführten Namen haben Sie zugleich eine der plausibelsten Erklärungen dafür, daß der Herr Staatsanwalt lieber bei Trödlern nach anstößigen Bildern Umschau hält, als daß er in die Mördergrube, Südbahn genannt, hineinstiege und dort Musterung hielte. Denn abgesehen davon, daß Bilder mit nackten Weibern das Heil der Seele gefährden, während man auf der Südbahn höchstens eine Beschädigung des sündigen Leibes riskiert, — wird doch ein österreichischer k. k. Staatsanwalt nicht so taktlos sein, seine Hand auf einen Grafen Th. Szechenyi, Exzellenz, einen Johann Freih. v. Chlumecky, Exzellenz, oder gar einen Albert Freih. v. Rothschild zu legen! Von den drei anderen Rothschilden, die in Paris und London noch dem Verwaltungsrat der Südbahn angehören (Alfons, Gustav und Lord Rothschild), will ich gar nicht sprechen. So läßt uns denn das bekannte Taktgefühl unserer öffentlichen Ankläger eine Reihe weiterer Katastrophen auf der Südbahn erwarten.

Noch mag vielleicht eine kleine Geschichte aus diesen Tagen erklären, warum in dieser Sache nichts geschieht: Nach dem Kalsdorfer Zusammenstoß erhielten die Montagblätter zuerst eine *offizielle* Nachricht, vom Korrespondenzbüro, worin es hieß, daß »einige Passagiere leicht verletzt« seien. Auf dem Fuße folgte ein *Kommuniqué* der Südbahndirektion, die dringend um Abdruck bat; darin war von verletzten *Passagieren* kein Wort zu lesen. Das

ist's, womit die löbliche Südbahnverwaltung rechnet. Solange es nur Bedienstete sind, die bei den Unfällen um ihre geraden Glieder kommen, hat's keine Gefahr; da beruhigt sich das Publikum leicht, das gehört sozusagen zu den Betriebseinrichtungen der Südbahn. Fühlte man sich nicht beinahe versucht zu wünschen, daß einmal auch ein höherer Herr, so eine Exzellenz, die Segnungen dieser Betriebseinrichtungen zu spüren bekäme? Nein, man erschrickt förmlich, wenn solch ein entsetzlicher, häßlicher Gedanke sich in die Seele drängt; aber um wie viel weniger entsetzlich und häßlich ist es denn, wenn die k. k. Staatsanwaltschaft in Wien mit verschränkten Armen zusieht, wie Tag für Tag armen, kinderreichen Bediensteten die Glieder gebrochen, zerschmettert, zersägt werden; wenn die Staatsbehörden nicht die leisesten Anstalten treffen, um der mörderischen Schlamperei Einhalt zu gebieten? Aber einmal könnten sich die Herren vielleicht doch irren. So pedantisch ist diese Schlamperei nicht, daß sie vor großen Herren einen *unbedingten* Respekt hätte ...

Seit dieser Unglücksnacht mehren sich die mir zukommenden Berichte über Katastrophen auf der Südbahn. Ich selbst hätte in der Vorwoche leicht das Opfer einer solchen werden können: Der Schnellzug Nr. 5, mit dem ich am 21. d. M., vormittags, mit 2 ½ stündiger Verspätung nach Wiener—Neustadt kam, war dort wegen falscher telegraphischer Meldung um eine Stunde später erwartet worden, weshalb auch ein Lastzug auf die Strecke abgelaufen war. Unser Zug fährt ab. Plötzlich wird »Vakuum gegeben«, der Zug steht still. Er hat den gemütlich vor ihm herbummelnden Lastzug eingeholt. Das Manöver wiederholt sich. Wäre, was bei der jetzigen Jahreszeit leicht möglich ist, Nebel eingetreten (siehe Kalsdorf), so wäre unser Zug unfehlbar in den Lastzug hineingefahren und mein Wagen, der erste der Personewaggons, vielleicht in Stücke zersplittert worden; — im Nebencoupe aber lachte und scherzte eine fröhliche Gesellschaft.

Und so weiter. Jede Südbahnfahrt ist ein selbstmörderisches Beginnen. Das Personal ist mutlos, ängstlich und zu Tode erschreckt. Nichts funktioniert mehr regelmäßig. Zwei haben sich schon tot gemeldet. Wer wird der nächste sein?

Ich frage im Namen des reisenden Publikums den Staatsanwalt, was er zu tun gedenkt, um uns vor unserer Hinopferung zu Gunsten der Tantiemen der Herren Chlumecky und Szechenyi zu schützen. Auf unser Leben gestehen wir den Südbahnaktionären kein Recht und Lord Rothschild kein Prioritätenrecht zu.

— — — — —
Noch eines. Gewissenhafte Kritiker haben mir nach dem ersten Artikel die »17 Millionen Reingewinn« vorgeworfen. Es sei dies ungerecht, da doch die Südbahn eine anerkannt schlechtrentierende Unternehmung sei und die Aktionäre bloß einen Franc Dividende erhalten. Der eine Franc stimmt. Nichtsdestoweniger bleiben die 17 Millionen richtig. Denn der Betriebsnettoertrag (d. i. der Überschuss der Betriebseinnahmen [38,735.840 fl.] über die Gesamtausgaben [20,907.549 fl.]) beträgt 17,828.291 fl., wozu noch weitere Einnahmen aus Renten und Annuitäten für die Abtretung von Bahnstrecken, Erträgnis von Pachtbahnen, Vergütung für die Betriebsführung fremder Bahnen, Reinerträgnis von Berg—

und Hüttenwerken, Domänen etc. im Betrage von 560.159 fl. kommen, so daß der Reingewinn ohne diese letztere Stimme immerhin 3,58 Prozent des »verwendeten« Anlagekapitals von 499,866.706 fl. beträgt.

Der »verfügbare Jahresertrag« wurde unter anderem in folgender Weise verwendet:

Beiträge zu den Reserve— und Erneuerungsfonds	370.496 fl.
Zinsen und Dividenden der Stamm und Prioritätsactien.	648.709 fl.
<i>Zinsen der Prioritätsobligationen</i>	11,408.851 fl.
Tilgung von Actien	98.764 fl.
Tilgung von Prioritätsobligationen.	2,104.704 fl.

Die Erklärung des einen Franc liegt in der Riesensumme von 11 ½ Millionen Zinsen für Prioritätsobligationen.

Wenn die Großaktionäre à la Rothschild und die Schwindelgründer à la Bontoux es verstanden haben, sich und ihren Freunden den Löwenanteil an dem Ertrage zu sichern, so daß den Späterkommenden der magere Knochen einer Dividende von 1,10 Prozent des Aktienkapitals bleibt, so ist das eine Angelegenheit, die die Herren untereinander ausmachen mögen; das Mitleid des Publikums anzurufen haben sie keinen Grund, denn die Bahn trägt den bürgerlichen Gewinn von 3,58 Prozent, d. i. beinahe 18 Millionen jährlich, sie rentiert sich also. Aber wenn selbst der Gewinn geringer, ja, wenn ein Defizit zu konstatieren wäre — —: Ich erlaube mir, den gewissenhaften Kritikern folgende Erwägung anheimzustellen: In der Thurygasse steht ein Haus. Das Publikum, die Polizei, das Stadtbauamt wissen, daß die Dippelbäume verfault, die Traversen zu schwach sind, die ganze Konstruktion verfehlt ist. Käme nun jemand daher und sagte den Bewohnern: »Zieht aus, denn das Haus wird Euch nächstens über dem Kopie zusammenstürzen,« was würden die Kritiker sagen, wenn da ein anderer jammerte: »Aber das ist ja ungerecht, der arme Hausherr verdient bloß 1000 fl. an dem Haus.« ...

Die Gottwerdung des Geldes ist ja zweifellos der oberste Glaubenssatz der kapitalistischen Religion; aber muß sie denn so asketisch streng beobachtet werden, daß man ihr bewußt Tausende von Menschenleben opfert?

Dr. Wilhelm Ellenbogen.

Die Prophezeiung des Verfassers hat sich erfüllt, aber auch mit seinem Zweifel, ob das Publikum alles erfahren werde, sollte er recht behalten. Denn über ein Südbahnunglück, das sich zu guter Letzt noch in der Gegend von *Steinbrück* ereignet hat, haben die Tagesblätter nicht ein Sterbenswörtchen gebracht. Kalsdorf ließ sich nicht vertuschen; die zweieinhalb Millionen, die im Postwaggon zugrunde gingen, haben sogar auf die Börse Eindruck gemacht. Aber hat nicht dasjenige Blatt, das den Wienern, die etwas zu verschweigen haben, immer noch am teuersten ist, hat nicht die 'Neue Freie Presse' für die Schmerzen, die sie der Südbahngesellschaft zufügen mußte, allsogleich eine andere Unternehmung entschädigt? Die Kalsdorfer Unheilsbotschaft war nicht zu unterdrücken, aber um sein wirtschaftliches Gleichgewicht wieder herzustellen, konnte das Blatt die Reihe der schreckensreichen Depeschen mit einer hoffnungsvollen und zukunftsfrohen Reklamenotiz für

eine *Unfallversicherungsgesellschaft* abschließen. Kein Wort des Tadels gegen die Südbahnverbrecher, aber die eindringliche Empfehlung, sich gegen Todesfälle zu versichern und »in allen größeren Wechselstuben« Policen zu kaufen. Schamloser ist Unglück nie bewuchert, rascher der freie Richter der Öffentlichkeit nie von dem bezahlten Agenten eines Privatunternehmens abgelöst worden, als in der bewußten Mittwoch—Nummer der 'Neuen Freien Presse'.

Was die Südbahn anlangt und die Vorkehrungen, die man gegen sie zu treffen haben wird, so verzichte ich für meine Person gern auf die Bestrafung der Chlumecky und Rothschild, für die als erschwerend angenommen werden müßte, daß sie bereits mehrfach nicht vorbestraft sind. Ich würde mich damit begnügen, daß man augenblicklich den Verkehr auf der Südbahn einstellt. Ich bin ernstlich dafür, daß man uns die Verwaltungsräte nicht früher einsperrt, bevor zumindest die Sequestrierung der Bahn vollzogen ist. Was liegt an den Nachteilen, die dem österreichischen Handel für einige Zeit erwachsen müßten. Die Waren, die man der Südbahn nicht anvertraut, verbrennen nicht, und um der reichsdeutschen Phrase: »Wir stehen im Zeichen des Verkehres«, ein Paroli zu bieten, kann ja der Österreicher, eine Epoche überschauend, am Ausgang des Jahrhunderts ohnehin in die Worte ausbrechen: »Wir stehen im Zeichen der Verkehrsstörung!« ... Einstellung, dann in Gottes Namen Verhaftung! Aber nur: damit zwischen den verkohlten Beinen eines sterbenden Kondukteurs, die er unter brennenden Postpaketen nicht hervorziehen konnte, und dem völlig freien Fuß eines Verwaltungsrats nicht ein so grimmer Kontrast bestehe!



Vom zweiten Geleise.

Geehrter Herr! Mit dem größten Interesse habe ich die Ausführungen der 'Fackel' über die Mißstände bei der *Südbahn* gelesen. Insbesondere ist es aber ein Punkt, an den anzuknüpfen ich mir hier erlauben möchte. Ich meine die im »Fall 13« erwähnte Unterlassung der Legung des zweiten Geleises auf der Tiroler Linie. Als im Jahre 1866 die Brennerbahn gebaut wurde, hatte man in richtiger Erkenntnis der Bedeutung dieses Schienenweges — er bildet eine der wichtigsten Meridionalverbindungen des Kontinents — bei der Anlage des Unterbaues durchwegs (die Kunstbauten inbegriffen) die Legung eines Doppelgeleises vorgesehen, den damals dürftigen Verkehrsverhältnissen entsprechend jedoch zunächst nur ein Geleise wirklich ausgeführt. Mit der zunehmenden Verkehrsdichte hielt aber der Ausbau des Doppelgeleises keineswegs gleichen Schritt. So erhielt z. B. die überaus stark befahrene Péage—Strecke Wörgl—Innsbruck erst im Jahre 1891 das zweite Geleise, wiewohl dies doch gleich nach Eröffnung der Arlbergbahn am Platz gewesen wäre. Die ebenfalls sehr wichtige Strecke Wörgl—Kufstein entbehrt noch jetzt des zweiten Geleises. Auf der eigentlichen Gebirgsstrecke südlich von Innsbruck bis Brixen wechseln derzeit ein— und zweigeleisige Strecken in

buntem Gemisch miteinander ab; wie vorteilhaft solch eine Anordnung für die glatte Abwicklung eines Massenverkehrs ist, wird doch jedermann einleuchten!

Damit nicht die Meinung platzgreife, alle anderen Eisenbahnen Österreichs könnten der Südbahn als Muster hingestellt werden, sei nunmehr auf Folgendes hingewiesen. In der ersten Hälfte des Jahres 1896(!) beschloß der Staat, die *Westbahn* — ebenfalls eine Weltverkehrslinie — ihrer Bedeutung gemäß der ganzen Länge nach von Wien bis Salzburg mit einem Doppelgeleise auszustatten; bis dahin lag ein solches nämlich nur auf der Strecke Wien—Wels. Vom Abgeordnetenhaus wurde damals für diesen Zweck der Betrag von fl. 2,000.000 bewilligt, und es sollte mit den Arbeiten sogleich begonnen werden; zu deren Weiterführung wurde im Frühjahr 1897 ein Nachtragskredit von fl. 500.000 genehmigt. Als ich im Juli 1898 nach Salzburg fuhr, konnte ich mit Staunen wahrnehmen, daß zwei Jahre nach dem angeblichen Baubeginne kaum zehn Kilometer des neuen Geleises gelegt waren. Heuer im August fuhr ich wieder nach Salzburg und konnte konstatieren, daß das zweite Geleise schon bis Breitenschützing — 21 Kilometer von Wels — gediehen war; außerdem lagen in einigen Stationen ein paar Stöße Schienen und sonstiges Oberbaumaterial in Bereitschaft. Das war alles. Zu dieser technischen Großtat waren also drei Jahre und 2 ½ Millionen erforderlich; Rechnung wurde dem Parlament freilich nicht gelegt ...

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß die österreichisch—ungarische *Staatseisenbahn—Gesellschaft* auf dem durchwegs für Doppelgeleise gebauten Bahnkörper zwischen Brünn und Stadlau, zwischen Wien und Bruck an der Leitha nur ein Geleise liegen hat, daß trotz allen Mahnungen seitens der Regierung bei der *Nordwestbahn* das zweite Geleise nicht von selbst wachsen will, und daß nach langem Zögern der Staat sich heuer endlich entschloß, das Doppelgeleise der *Franz—Josefs—Bahn* von Tulln bis Absdorf, also um volle zehn Kilometer, zu verlängern.

Ein Techniker.

* * *

Der freundliche Herr, dessen antikorruptionistische Komödie »Onkel Toni« neulich den ungeteilten Beifall der Schrankenfirmen im Parkett und der Coulissiers auf den Galerien des Deutschen Volkstheaters fand, hat sich durch seine Tätigkeit als Chef des Freikartenbüros der Südbahn in den maßgebenden literarischen Kreisen Wiens seit langem ernste Beachtung verschafft. Zu einer Zeit, da die Generaldirektion der k. k. Staatsbahnen immer »staatsmännischer« in der Bewilligung von Freikarten wurde, eröffnete C. *Karlweis* der Literatur unter zahlreichen anderen neuen Bahnen in erster Linie die Südbahn. Unsere ganze Literatur nahm nun eine andere Richtung; zumeist die über Marburg—Villach nach Tirol, häufig auch über St. Peter nach Abbazia. In letzter Zeit hat die Literaturbewegung nach Abbazia—Lovrana einen solchen Umfang angenommen, daß die Coupés 1. Klasse mit Reportern geradezu überfüllt sind und das reisende Publikum anderen Wagenklassen den Vorzug gibt. »Bahn — frei!« lautet jetzt die Parole für unsere junge Literatur. Einer der eifrigsten Verfechter der neuen Richtung ist dort unten so akklimatisiert, daß ihm, der einstmals als Lyriker ausschließlich die hektischen Schlanken

liebte, für seine Zweideutigkeiten jetzt nur mehr am Busen der Adria die richtige Inspiration kommt ...

Die Verehrung, welche die literarische Welt für den Oberinspektor der Südbahn C. Weiß erfüllt, läßt in der Würdigung des dramatischen Schriftstellers Karlweis keine unnütze Härte aufkommen. Wenn unsere Kritiker scheinbar einem seiner dramatischen Werke volle Aufmerksamkeit schenken, tut sich vor ihren Augen in Wirklichkeit der Quarnero ¹ in seiner Unermeßlichkeit auf, die Worte auf der Bühne können das Rauschen der Zypressen und Pinien in ihren Ohren nicht übertönen, und wenn Herr Bahr einmal über Karlweis schreibt: »So hoch und rein haben wir ihn noch nie gesehen«, so meint er selbstverständlich den italienischen Himmel, den man ohne Karlweis' Vermittlung freilich nicht gratis sehen kann. Daß es diesem Bühnenschriftsteller, wenn er die Leute auf die Südbahn schickt, nur darum zu tun sei, seine Rivalen auf die rascheste Art aus dem Wege zu räumen, darf niemand behaupten. Eines aber muß der unparteiischste Kritiker dem Dichter lassen: Er hat einen neuen Zug in die Literatur gebracht, und zu allgemeinem Nutz und Frommen sei hier mitgeteilt, daß dieser Zug um 7:30 früh ab Wien Südbahnhof geht, daß er — wenn kein Unglück und keine Verspätung eintritt — um 10:45 abends in Mattuglie—Abbazia ankommt. und daß es sich empfiehlt, in Mattuglie zu übernachten. — — — — —

Diese scheinbar so heitere Sache hat aber einen tiefensten Hintergrund. Soweit die Freikarten an Journalisten nur dazu dienen, einen in seiner Sphäre ganz emsigen Schriftsteller mit allen Garantien literarischer Unverletzlichkeit zu umgeben, hat die große Öffentlichkeit kein Interesse daran, daß hier Gericht geübt werde; ob Herr Karlweis in die Literaturgeschichte kommt oder nicht, ist für alle Leute — außer etwa für ihn selbst — eine Frage *dritter Klasse*. Bedenklicher erscheint die Sache erst, wenn man zu der Erkenntnis kommt, daß die Massenversenkung von Freikarten durch die Südbahn an alle, die man jemals mit einer Feder hinterm Ohr gesehen hat, *den Ausdruck der Furcht vor der gerechten Empörung des Publikums, eine offenkundige Bestechung der mittleren und kleinen Journalisten — die großen haben ja Pauschalien — bedeutet. Herr v. Chlumecky verteilt Freikarten, um Schweiggelder zu ersparen*, und er betraut den Wiener Aristophanes ² damit, weil er glaubt, daß dieser die richtige Auswahl treffen wird ...

Mein Gewährsmann teilte mir auch mit, daß er zur Zeit des großen Eisenbahnunglückes bei Klagenfurt in einem Gebirgsdörfchen Tirols gewelt hat. Fast jeder der Sommergäste hatte einen Freund oder Verwandten in dem verunglückten Zuge gehabt, der Stationschef wurde mit Anfragen bestürmt und gab mit trauriger Miene die *offizielle* Auskunft, daß die Zahl der Toten bereits *sieben* betrage. Denselben Tag noch wurden zwei Leichen durch den Ort nach Bayern geführt. Die Wiener Tagesblätter wollten jedoch über die für größere Eisenbahnkatastrophen ein— für allemal vereinbarte Maximalzahl von 3 bis 4 Leichen nicht hinausgehen, und wenn die Toten aus Bayern nicht einstens auferstehen, wird man ihre Namen nie erfahren. Die 'Neue Freie Presse', gefiel sich, wie schon einmal hier bemerkt war, ausnahmsweise im Lebendigschweigen ... Zur selben Zeit weilte ein ganzes Corps von Wiener Schmöcken im Ampezzotale, — in Landro, Ospitale etc. ... Und diese Kerle, für die das Erschnappen von Nachrichten, und seien sie auch noch so privater Natur, für die die Erschnüffelung eines Ehebruchs in einem Kurorte (siehe 'Neues Wiener Journal') Ziel und Wesen der Presse bedeutet, — sie zuckten

1 Fiume, heute zu Kroatien

2 Julius Bauer, s. Heft 6

kalt die Achseln und dachten wahrscheinlich: »Der Karlweis hat gegeben, wir haben genommen, der 'Onkel Toni', der im Winter im Volkstheater 'drankommen' wird, sei gelobt.«

*

Dies hat sich jedenfalls auch Herr Hans Arnold *Schwer* vom 'Deutschen Volksblatt' gedacht. Er begibt sich, wie mir versichert wird, jeden Moment zur Erholung von den jeweiligen Ritualmordstrapazen erster Klasse nach Abbazia. In dieser Gewöhnung unterscheidet er sich von seinen liberalen Kollegen am Ende bloß durch ein Separatcoupé. Nach Polna gab's nur Freikarten zweiter Klasse. Wie mag Herr *Schwer* bedauert haben, daß auf der Südbahnstrecke keine Ritualmorde vorkommen!



Die Verhandlung über das *Kirchenbau—Anlehen der Stadt Wien*, die jüngst vor dem Verwaltungsgerichtshof stattgefunden hat, verdiente wohl größere Beachtung, als ihr die Öffentlichkeit geschenkt hat. Der Streitgegenstand freilich und das Auftreten der eigentlichen Prozeßparteien läßt uns ziemlich gleichgültig. Wenn Herr *Lucian Brunner*, der Großaktionär der Schweizer Bahnen und unermüdliche Vorkämpfer von Getto—Wien, wieder einmal das Banner der Freiheit, die sie jenseits des Donaukanals meinen, entrollt; wenn Herr *Dr. Ofner* wieder einmal Selbstverständlichkeiten mit jenem Raffinement juristischer Kritik entwickelt, das [sich] an den Entscheidungen der höchsten Gerichtshöfe so oft bewährt, ihm in Kollegenkreisen den Beinamen »der alleroberste Gerichtshof« eingetragen hat, so ist das weiter kein Anlass zur Verwunderung. Und das Schauspiel, daß der treffliche Jurist *Pattai* im Parteidienste eine juristische Position verteidigt, deren Unhaltbarkeit ihm selbst völlig klar ist, haben wir nun schon oft genug erlebt. Mitanzuhören, wie dieser Mann es zustande bringt, in einer Viertelstunde weitblickend und borniert, geistreich und trivial, sentimental und frivol, als Betbruder und als Freigeist zu sprechen, mag immerhin noch den Ästhetiker fesseln.

Weit anziehender ist das Auftreten eines dritten Streittheiles, der auf gar seltsame Weise in den Prozeß hineinkam. Dem Verwaltungsgerichtshof, der seiner Entscheidung in dieser Angelegenheit wiederholt, und erst vor wenigen Monaten neuerlich, präjudiziert hatte, war vor den Konsequenzen seiner Konsequenz bange geworden. Daß im jetzigen Prozeß nicht der Mitschöpfer der kirchenpolitischen Gesetze, der Freiherr v. *Lemayer*, sondern der klerikale Graf *Schönborn* den Vorsitz übernahm, war ein erstes Anzeichen davon. Aber man brauchte auch einen Juristen, der durch seine Interpretationskunst die Schwierigkeiten beseitigen konnte, die die unbequemen Paragraphen der Gesetze hier wie so oft den Urteilsprüchen, die man fällen will, in den Weg legen. Da wurde denn das Ministerium für Kultus und Unterricht aufgefordert, einen Vertreter zu entsenden. Und als solcher erschien der Hofrat *Dr. Max Ritter v. Hussarek*. Ich kann es mir nicht versagen, diesen interessanten Typus des modernen österreichischen Beamten ein wenig näher zu betrachten.

Antiquierte Menschen können sich einen Hofrat noch immer nicht anders denn als einen alten, mißvergnügten, unter staubigen Akten grau gewordenen Mann vorstellen. Aber diese Anschauung ist längst überholt. In unseren

Tagen kann man die graziösesten Herren, die die prächtigsten Vortänzer bei Quadrillen und Cotillons abgeben können, als Hofräte in den Salons und Tanzsälen, ja sogar, dann und wann in ihren Büros auftauchen sehen. Naive Seelen werden vielleicht glauben, daß man in Österreich bei der Besetzung von höheren Ämtern nicht so sehr auf das Alter als auf die persönlichen Verdienste der Bewerber sieht. Die weniger Naiven behaupten aber, daß diese Erscheinung dem Nepotismus zuzuschreiben sei, der liebevoll die Missetaten der Väter gegen den Staat durch Wohltaten vergilt, die den Söhnen erwiesen werden.

Hofrat Hussarek gehört nun durchaus nicht zu den gewöhnlichen Nepoten. Als Sohn eines in den Ruhestand getretenen Generalmajors hatte er zwar Anspruch auf verschiedene Stipendien und Freiplätze, aber zum »providentiellen« Staatsmann fehlte ihm die eheliche oder uneheliche Abstammung von einem Grafen. Da also die Mühe, die der wackere Mann gehabt, um geboren zu werden, sich nur teilweise rentiert hatte, mußte er sich neuerlich bemühen, wenn er mehr werden wollte, als ein simpler Beamter; und diesmal hatte er besseren Erfolg.

Vor allem ward ihm als Zögling des Theresianum das Glück zuteil, schon in jungen Jahren den »österreichischen« Geist in seiner reinsten Form in sich aufzunehmen. Die köstliche »theresianische« Luft — man sollte sie eigentlich »franziszeische« nennen, denn seit Franz I. Zeiten ward das Haus nicht mehr gelüftet, und seither ist kein frischer Hauch in seine Räume gedrungen — machte den jungen Hussarek stark und widerstandsfähig gegen die Infektionskeime der Ideen, die unsere Zeit beherrschen. Bald sollte er denn auch Gelegenheit finden, seine spezifisch österreichischen Talente zu betätigen. Nach Absolvierung seiner Universitätsstudien wurde er Präfekt am Theresianum. In dieser Stellung entfaltete er nun eine rege Tätigkeit auf dem Gebiete der »theresianischen Polizei«. Zum Unterschied von seinem lässigen Vorgänger im Amte wusste er mit genialem Spürsinn und rücksichtsloser Strenge herauszubringen, welcher unter seinen Zöglingen andere als patriotische Bücher zu lesen oder andere als behördlich genehmigte Ansichten auszusprechen gewagt hatte. Dieses Polizistentalent des jungen Hussarek hat in Herrn v. Gautsch, der damals Direktor des Theresianum war, einen verständnisvollen Schätzer gefunden, der ihm Gelegenheit bot, an größeren Aufgaben zu reifen. Hussarek wurde zum Erzieher des ägyptischen Erbprinzen bestellt.

Diesen armen Erbprinzen hat man vor ungefähr zwölf Jahren aus Afrika ins Theresianum gebracht, um ihn vor den schädlichen Einflüssen der modernen Kultur, die in seinem Vaterlande vordringt, zu retten. Dr. Hussarek schien nicht nur zu diesem guten Werke befähigt, sondern man konnte noch höhere Leistungen von ihm erwarten. Schon damals hatte er sich durch seine Arbeiten auf dem Gebiete des katholischen Kirchenrechtes in der Juristenabteilung des Theresianum einen Weltruf erworben. Außerdem besuchte er fleißig die Kirche, ging regelmäßig zur Beichte und unternahm sogar Wallfahrten. Ingeheim mochte man ihm daher zutrauen, daß er den Prinzen zur alleinseligmachenden Kirche bekehren werde. Dies geschah nun freilich nicht. Der Prinz hatte keinen Geschmack an den Vorträgen seines Erziehers gefunden; der Extrakt aus päpstlichen Dekretalen und österreichischen Polizeiverordnungen wollte dem armen Zögling nicht munden. Schließlich hat aber doch Hussarek gesiegt, und der Prinz ergriff die Flucht nach Ägypten. Der Versuch, einen Mohammedaner zum Katholizismus zu bekehren, war mißglückt. Ob es gelungen ist, für die österreichischen Polizei—Einrichtungen einen Proselyten zu machen, bleibt abzuwarten. Sollte in Hinkunft Ägypten mit einer Polizei nach

österreichischem Muster beglückt werden, so wäre das ein unbestreitbares Verdienst Hussareks.

Nicht ganz so unbestritten sind seine Verdienste auf dem Gebiete des Kirchenrechts, für die er seither eine Universitätsprofessur erhalten hat. Allerdings hat auf einem Felde, das so wenig Geistesarbeiter bebauen, der Mann, dessen Schlaueit bisweilen zur juristischen Feinheit sich steigert, manche wohlgeratene Frucht zu ziehen verstanden. Aber sein Ehrgeiz strebte höher. Kaum hatte Herr Gautsch sich im Ministerium festgesetzt, so war auch schon sein Jünger Hussarek, an seiner Seite. Herr Gautsch war auf der Suche nach einem Erzieher für das österreichische Volk. Wer konnte sich besser für diese Stelle eignen als Herr Hussarek? Das österreichische Volk kann seinem Erzieher nicht davonlaufen wie der ägyptische Erbprinz, und so sorgt Herr Hussarek ungestört für die religiöse Erziehung in Österreich. Sein Streben geht vor allem dahin, daß möglichst viele Kirchen gebaut werden, und er hält dies für die eigentliche *Sozialpolitik*.

Das ist nämlich die große Entdeckung, die der Vertreter des Ministeriums für Kultus und Unterricht dem freudig staunenden Verwaltungsgerichtshofe vorgetragen hat. Das Kirchenbauen ist nicht, wie man bisher vielfach geglaubt hatte, eine konfessionelle Angelegenheit — die fiele ja, wie der Verwaltungsgerichtshof wiederholt erkannt hat, nicht in die Kompetenz der Kommune —, sondern eine soziale Pflicht. Wie dieser Gedanke in Herrn Hussarek gekeimt sein mag, ist leicht zu begreifen. Herr Hussarek ist in seinem Leben oft in die Kirche gegangen, er hat viel gebetet und gebeichtet, dafür wurde er aber auch mit 33 Jahren Hofrat. Ihm ist es wohlgegangen auf Erden. Warum sollte es anderen Menschen weniger gut ergehen, wenn sie täten wie er? Darum bauet Kirchen, betet und beichtet, und es wird allen wohlgehen!

Die größte Tat des Mannes ist aber die Entdeckung einer neuen Methode der Gesetzesauslegung, die man als die »*Methode der verschiedenen Gesichtswinkel*« bezeichnen kann. Einfach und schlicht, ohne Pathos und Emphase hat er vor dem Verwaltungsgerichtshofe den großen Gedanken ausgesprochen, daß man die Gesetze unter mannigfaltigen Gesichtswinkeln betrachten könne. Jahrhunderte lang haben sich die armen Menschenkinder mit grammatikalischer und logischer Auslegung der Gesetze geplagt und damit nur selten befriedigende Resultate erzielt. Der lichtvolle Gedanke eines genialen Mannes beseitigt mit einem male alle Schwierigkeiten. Die neue Methode ist einfach wie alles Große. Und Hofrat Hussarek hat sie sogleich am konkreten Fall demonstriert, indem er das interkonfessionelle Gesetz unter einem Gesichtswinkel betrachtet hat, unter dem man es gar nicht mehr wahrnehmen konnte. Sollte ein nächstes mal höheren Orts gewünscht werden, daß das interkonfessionelle Gesetz wieder beobachtet werde, so braucht man nur den Gesichtswinkel zu ändern. Man kann also Gesetze, ohne sie aufzuheben, auf die einfachste Weise verschwinden lassen.

Ich will den Ruhm dieser Entdeckung Herrn Hussarek nicht schmälern; er mag in Hinkunft unter den größten Forschern auf dem Gebiete der Optik genannt werden. Aber es war zu befürchten, daß der Verwaltungsgerichtshof, auch wenn er den Gesichtswinkel des Vertreters des Kultusministeriums wählte, an dem Gesetze, das er nicht mehr sah, sich stoßen werde. Und sein Spruch hat denn auch diese Befürchtung gerechtfertigt. Herr Hussarek ist heute um eine Blamage und die Gemeinde Wien um zwei Millionen reicher. Ein *embarras de richesse* infolge solcher Bereicherung ist allerdings höchstens bei den Blamagen des Herrn Hofrats, aber schwerlich bei den Millionen der Kommune zu besorgen. Man muß das Gesetz vom 7. Mai 1874, dieses

Hindernis sozialen Fortschritts, aus dem Wege räumen, — sonst kommt auch eine blinde Gerechtigkeit nicht darüber hinweg ...

Denn in der Beurteilung dieses Gesetzes und seiner Folgen stimme ich mit dem *Juristen* Hussarek (Grundriß des Staatskirchenrechts, pag. 18 und 19) vollkommen überein. Daß das Institut der Pfarrgemeinde, das seine Wurzeln in dem Gedankenkreise der Calvin'schen Reformation hat, dem Autoritäts — und Regimentsprinzip der katholischen Kirche widerspricht; daß der durch die Ministerial—Verordnung vom 31. Dezember 1877, die die Ortsgemeinde—Vertretungen mit der Besorgung der Angelegenheiten der Pfarrgemeinden be-
traut, geschaffene Rechtszustand ein unerträglicher ist, halte ich für unbestreitbar. Daß bei diesem Rechtszustande ein Lucian Brunner und Konsorten über die Angelegenheiten des katholischen Kultus mitzuberaten und mitzustimmen haben, weil im Wiener Gemeinderat auch die Vertreter der zehn Prozent Juden sitzen, ist sicherlich unerwünscht. Aber Herr Brunner besteht eben auf seinem Shylock—Schein, und in der Rolle des weisen Daniel, der diesen zerreißen sollte, ist jetzt Herr Hussarek durchgefallen, ebenso wie früher Herr Porzer als Porzia ¹ versagt hat. Doch ein Gesetz, das die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung nicht mehr dulden will, braucht man doch nicht zu umgehen; die achtzig Prozent Katholiken in der österreichischen Bevölkerung werden wohl auch ohne Kniffigkeiten und Künsteleien imstande sein, einen Rechtszustand, der sie befriedigt, herbeizuführen.

* * *

Wiener Strafpraxis.

Über die Mängel und Härten unserer Strafprozeßordnung aus dem Jahre 1873, die schon bei ihrer Einführung vielfache Anachronismen aufwies, ein Wort zu verlieren, ist überflüssig. In dem lieben Österreich herrscht nun einmal die Gepflogenheit, Gesetze erst dann einzuführen, wenn sie anderwärts schon als überlebt gelten. Wenn man diese Wahrnehmung auch auf unsere Strafprozeßordnung bezieht, so hat man damit eines der besseren Produkte der segensreichen liberalen Ära, die ihren Kulminationspunkt bekanntlich in dem historisch gewordenen Krach— und Ausstellungsjahre erreicht hat, hinlänglich gekennzeichnet.

Gegenüber der Strafprozeßordnung vom Jahre 1853 war allerdings die sogenannte »neue Strafprozeßordnung« ein gewaltiger Ruck nach vorwärts, wenn auch »Bei Gefahr im Verzuge« und »In der Regel« so manche humane Bestimmung dieses Gesetzes einfach illusorisch machen. Wo sonst noch etwas zu verschlimmern war, hat die Praxis das ihre getan. Es sind nur die in die Augen fallenden, krassesten Gesetzesverletzungen, die im Nachfolgenden mitgeteilt werden sollen,

Der § 173 St. P. O., al. 2 erklärt ausdrücklich, daß die Vorladung den Beisatz enthalten müsse, daß der Vorgeladene als *Beschuldigter* vernommen werden soll. In Wirklichkeit wird oft der Trick der »allgemeinen Vorladung« angewendet, d. h. aus der Vorladung ist nicht ersichtlich, ob der Vorgeladene als Zeuge oder als Beschuldigter aussagt, und nur aus der Farbe — diese Vorladungen sind auf blauem Papier gedruckt — ist für den *Richter* ersichtlich, daß er es mit einem Beschuldigten zu tun hat. Was die verhängnisvollen »Blauen« zu bedeuten haben, ist natürlich der großen Masse unbekannt. Und doch macht es sicherlich einen bedeutenden Unterschied, ob man als Zeuge oder als Beschuldigter auszusagen glaubt.

1 Shylock, Porzia - Gestalten aus "Der Kaufmann von Venedig"

§ 101 St. P. O. lautet wörtlich: »Über alle gerichtlichen zur Untersuchung gehörenden Handlungen sind Protokolle aufzunehmen; es muß *außer dem Beamten*, welcher die Handlung vornimmt oder leitet, stets ein beeideter Protokollführer gegenwärtig sein.« Zunächst sei hier konstatiert, daß der Untersuchungsrichter oft ohne Schriftführer die Aussagen selbst protokolliert, was ja zweifellos mit den Bestimmungen des zitierten Paragraphen im Widerspruche steht. Noch stärker aber tritt die Ungesetzlichkeit zutage, wenn nur der beeidete Protokollführer (Auskultant oder Rechtspraktikant) in Abwesenheit des Richters den Vorgeladenen verhört.

Und endlich — man sollte es kaum für möglich halten, daß beim vornehmsten Gerichtshofe des Reiches sich Derartiges ereignen kann: — oft vernimmt ein Diurnist, also ein Mensch, der auf die erfolgreiche Absolvierung einer Volksschule zurückblickt, in Abwesenheit des Untersuchungsrichters den Zeugen oder Beschuldigten, hat also über das Wohl und Wehe eines vielleicht Unschuldigen zu entscheiden ... Dies hängt natürlich mit der Überbürdung der Richter zusammen; denn seit 25 Jahren ist die Zahl der Untersuchungsreferate nur wenig vermehrt worden, obwohl man speziell für die Massenerzeugung politischer Delikte eine Vermehrung der Referate gewiß hätte ins Auge fassen sollen.

Entschiedenst muß es als Unzukömmlichkeit getadelt werden, daß einzelne Richter die Gepflogenheit haben, alle an einem Tage vorzuladenden Personen zu einer und derselben Stunde zu berufen. Die Armen erscheinen auch alle richtig Punkt 9 Uhr, um dann vielleicht erst um 2 Uhr nachmittags einvernommen zu werden. Nach den veralteten, die ökonomischen und sozialen Verhältnisse außer acht lassenden Bestimmungen des § 383 St. P. O. haben nur Zeugen, die vom *Tag— oder Wochenlohn* leben, Anspruch auf eine Zeugengebühr. Nach der engherzigen Interpretation mancher Referenten erhalten daher Arbeiter, die nach Stücklohn arbeiten, keine Zeugengebühren.

Daß oft Drohungen und Zwangsmittel angewendet werden, um den Beschuldigten zu Geständnissen oder anderen bestimmten Angaben zu bewegen, ist hinlänglich bekannt. Und wie oft bildet die Einstellung des Verfahrens den Abschluß einer Untersuchungshaft, die behufs Erlangung eines Geständnisses verlängert wurde. Der Nachteil, der hieraus den besitzlosen Klassen erwächst, ist evident; denn dem Bemittelten stehen in der Regel Rechtsanwälte und fachkundige Beistände zur Seite, die die nötigen Schritte zur Enthftung ihres Klienten einleiten, oder es stellt zur rechten Zeit die Kautionsicherung ein. Vielfach werden Verhaftungen vorgenommen, ohne daß dem Verhafteten innerhalb 24 Stunden ein schriftlicher Befehl vorgelegt würde. Daß mit der Verhaftung überhaupt großer Unfug getrieben wird, ist schon oft in Tagesblättern, die Anwandlungen von Unabhängigkeit verspürten, gerügt worden. Noch eine Reihe von Unzukömmlichkeiten könnte angeführt werden, ohne daß ihre Zahl erschöpft wäre. Nicht um einen pompösen Appell an eine indolente Öffentlichkeit handelt es sich hier, sondern um eine einfache Mahnung an die Richter, die einsichtig genug sind, die Sanierung der aufgezählten Übelstände ohne viel Federlesen zu veranlassen.



Nachtrag zum »Nachträglichen«.

Die 'Petite Republique' veröffentlicht folgenden Brief Wilhelm Liebknechts:

Lieber Genosse Gérault—Richard!

Sie sind mit meinen 'Fackel'—Artikeln über die Dreyfus—Affäre nicht zufrieden. Das ist Ihr gutes Recht. Ich hinwiederum bin mit der Dreyfus—Kampagne unzufrieden. Das ist mein gutes Recht.

Ich bin mit ihr unzufrieden, weil sie unserer Sache geschadet und Wasser auf die Mühlen des Nationalismus, Antisemitismus und Militarismus getrieben hat.

Sie werfen mir meine neuen Freunde vor. Ich könnte Ihnen die Ihren vorwerfen. Aber daß man mir vorwirft, der Reaktion gedient zu haben, bin ich schon so sehr gewöhnt, daß es mich nicht mehr berührt. Ich habe solchen Tadel hundertmal erfahren und befinde mich hierin in guter Gesellschaft. Wie oft haben ihn nicht Marx, Lassalle etc. vernehmen müssen!

Was ich in jenen Artikeln geschrieben habe — *nach* dem Prozeß von Rennes geschrieben habe —, ist meine Überzeugung, die sich seither noch *verstärkt* hat; und da ich kein Wort über Sie, die 'Petite Republique' und die Sozialistenpartei in Frankreich gesagt habe, gibt es keinen Grund zur Polemik zwischen uns.

Auf die Bitte, diesen Brief veröffentlichen zu dürfen, erhielt Herr Gérault—Richard weiters folgendes Schreiben:

Lieber Genosse, ich bitte, veröffentlichen Sie meinen Brief. Ich lege Wert darauf, daß man wisse, daß ich weder Sie, noch Jaurés, noch andere Genossen in Frankreich angegriffen habe. Ich will nicht, daß solche Mißverständnisse die Eintracht trüben, die auf dem Kongreß verkündet worden ist und auch tatsächlich bestehen wird. Was uns nottut, ist guter Glaube von allen Seiten.

Mit brüderlichen Grüßen Ihr ganz ergebener W. L.

Die Versuche der französischen Nationalisten, aus Liebknechts Artikeln politische Waffen gegen die Sozialdemokratie in Frankreich zu schmieden, werden diese Briefe wohl zunichte machen. In solchem Sinne hat sich Wilhelm Liebknecht auch dem Redakteur gegenüber geäußert, den 'Echo de Paris' nach Berlin entsandt hatte, um den deutschen Sozialistenführer zu interviewen.

»Je tiens à vous declarer que, n'ayant pas fait de l'affaire Dreyfus une question de parti, j'avais tenu à ne point m'exprimer sur ce cas dans les journaux socialistes. Et quand j'ai donné à la 'Fackel' mes articles, je savais que cette revue n'était ni politique ni antisémite. J'ai exprimé mon opinion privée. Voilà tout¹.«

Nochmals hat Liebknecht dem Interviewer, Herrn Marcel Hutin, gegenüber auf das klarste seinen Standpunkt auseinandergesetzt. Nochmals hat er auch mit größter Entschiedenheit dargetan, zu welcher ungeheuerlichen Folgen die Kampagne geführt hat; wie der Sache des Sozialismus ein schwerer Schlag dadurch versetzt ward, daß Millerand in eine bürgerliche Regierung

1 "Es liegt mir daran, Ihnen mitzuteilen, dass ich, der ich aus der Affäre Dreyfus keine Frage der Parteinahme gemacht habe, Wert darauf gelegt hatte, mich über diesen Fall nicht in sozialistischen Blättern zu äußern. Und als ich der 'Fackel' meine Artikel gegeben habe, wußte ich, dass diese Revue weder politisch noch antisemitisch war. Ich habe meine private Meinung zum Ausdruck gebracht. Das ist alles."

eintrat. Denn wenn schon der Eintritt eines Sozialisten in ein Ministerium, an dessen Spitze etwa der achtbare bürgerliche Demokrat Brisson gestanden wäre und in dem ein loyaler und ehrenhafter Soldat das Kriegsportefeuille innegehabt hätte, die Prinzipien des Klassenkämpfers verletzt hätte, wie soll man es beurteilen, daß ein Sozialdemokrat einem Waldeck—Rousseau, dem Prototyp des Geschäftsliberalismus, und einem Galliffet, dem Säbelhelden der Versailler, die Hand reicht? Und was hat Millerand erreicht? Er hat nach Liebknechts gerechtem Urteil bewiesen, daß ein Sozialdemokrat, wenn er sein Programm in die Tasche steckt, ein ebenso guter oder schlechter Minister in einer bürgerlichen Regierung sein kann, wie irgendein anderer. Aber was Millerand getan hat und noch tun wird, kann die sozialistische Partei nicht treffen; er wird in ihr keine Rolle mehr spielen. Und in der neugeeinten französischen Sozialdemokratie werden die Vertreter des wissenschaftlichen Sozialismus, die Guesde und Lafargue, in Hinkunft das Rhetorentemperament des sicherlich ehrlichen Jaurés wohl zügeln.

Über all diese Dinge haben die Pariser Korrespondenten der Berliner Blätter in jenem Geiste berichtet, den die 'Fackel' kürzlich in dem Stimmungsbildchen »Die Leopoldstadt in Paris« festzuhalten versucht hat. Man muß nur sehen, wie die Herren Th. Wolf vom 'Berliner Tageblatt' und Levin vom 'Börsencourier' um sich schlagen. Sie verdrehen, fälschen, beschimpfen — auch die 'Fackel', freilich ohne sie zu nennen —, aber sie haben doch den Willen, ihrer Reporterpflicht zu genügen. Und daß sie von diesen Vorgängen wie von allem andern, was sich in Frankreich abspielt, ein Zerrbild entwerfen, muß schließlich auch ihrer Unfähigkeit, die Dinge im rechten Licht zu sehen und zu verstehen, zugute gehalten werden. Schließlich beginnt ja demjenigen unter den Pariser Korrespondenten, der Frankreich infolge seines langjährigen Aufenthalts doch noch besser kennt als seine Kollegen, die Einsicht in das Wesen der »Kampagne« allmählich zu dämmern. Der sterbende Fechter Südfeld (auch Nordau genannt) schildert in einer wahren Elegie in der 'Vossischen Zeitung', wie jetzt alle Teilnehmer sich zurückziehen, wie die Führer der Kampagne bereits ohne Soldaten und ohne Geld dastehen. Und da man, um einen Zeitungskrieg zu führen, nicht bloß Geld, Geld und wiederum Geld, sondern Geld und nichts als Geld braucht, ist die Zahlungseinstellung für das Schicksal des Feldzuges entscheidend. Herrn Südfeld hat sie sogar zu der Erkenntnis verholfen, daß jene, die die Kampagne geführt, zumeist eigentlich gar nicht für Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern eben für ihre eigenen politischen und sonstigen Interessen gekämpft haben. So werden denn die Berliner doch einigermaßen orientiert.

Unsere Frischauer, Fuchs, Sänger und wie sie alle heißen, lassen überhaupt nichts von sich hören. Der im Stiche gelassene Punsch auf dem Sozialistenbankett war für sie seit dem Urteil von Rennes das einzige in Betracht kommende Ereignis, das sie nach Wien zu melden hatten. Auch über die Tatsache schweigen sie sich aus, daß neulich Herr Clemenceau das sinkende Schiff verlassen und sich entschlossen hat, die ihm zur Verfügung stehende Zeitungsreklame nicht mehr für den Sieg der Gerechtigkeit zu verschwenden, sondern für eine Karriere als Theaterdichter aufzusparen. Was nützt es der 'Aurore', daß Herr Lucian Brunner von Wien aus ihr mit ein paar Tausendern unter die Arme gegriffen hat?

Herr Berthold Frischauer, der Märtyrer von wegen der Teufelsinsel, ist wieder im Land. Paris hat sich's wie er seinen Freunden nach Wien berichtet, angelegen sein lassen, den Wiedergekehrten zu feiern. Vor allem natürlich — schon aus Gründen der leichteren Verständigung — die »österreichische Kolonie«. Da folgt denn Nachtmahl auf Nachtmahl, und Herr Frischauer wird

nicht müde, die »Pariser« den Wienern als Muster vorzuhalten. Es ist doch etwas Eigenes um die Popularität. Herr Frischauer lebt mitten unter einem Volke, dessen Sprache er nicht versteht, wird ausgewiesen, verspricht, der französischen Republik nicht zu grollen, und darf wieder zurückkehren. Herr Waldeck—Rousseau ist ein liberaler Mann, der der 'Neuen Freien Presse' nicht gern eine kleine Bitte abschlägt. Was nützt's, daß der empörte Geschmack der kultivierteren Leser sich dagegen sträubt, aus den nicht entsprechend gepflegten Händen des Herrn Frischauer die Nachricht von Weltereignissen zu empfangen? Was hilft's, daß Marquis Reverseaux, der Wiener Botschafter, gegen die Zurücknahme der Ausweisung aus guten Gründen protestiert? Abermals tritt in Paris als Repräsentant des geistigen Wien ein Mann auf, dessen Gebärden Sprache die Franzosen schon das erstemal entnommen haben, daß er vordringlich und ungebildet ist. Die Pariser Gesellschaft will sich offenbar von dem aus Wien importierten Neuigkeitskrämer nicht unsicher machen lassen. Und es ist bezeichnend für den Geschmack der Leute, die die 'Neue Freie' regieren, daß sie den aus Paris vertriebenen Frischauer nach Berlin zu verpflanzen suchten. Aber ein deutscher Korrespondent, der nicht Deutsch kann, ist noch weniger möglich als ein des Französischen nicht mächtiger Pariser Vertreter. Herr Frischauer hatte nichts Eiligeres zu tun, als nach Friedrichsruh zu fahren und das Sterbegemach des Fürsten Bismarck zu durchschnüffeln. Im August war's, als ein großmächtiges Feuilleton in der 'Neuen Freien Presse', das ganz falsche Daten aus dem Leben des eisernen Kanzlers brachte ¹, die Tatsache verschwieg, daß der große Verächter der Tagespresse aus seinem Grabe zum Fußtritt ausgeholt hatte.

Aber die Störung der heiligen Ruhe des Sachsenwaldes ist für einen Frischauer eine Kleinigkeit. Dem Repräsentanten jener Spielart von Journalistik, deren fluchwürdige »Findigkeit« in Wien den halben Antisemitismus auf ihrem Konto hat, ist es ein Ruhmestitel, bei Nacht in das Schlafzimmer lebender Potentaten gedrungen zu sein. Das recherchiert dem Nebenmenschen die Seele aus dem Leibe, ist überall Augenzeuge und hat jenes provokante Benehmen, dem sich die Türe — manchmal zum Einlaß — sperrangelweit öffnet. In der fremden Stadt lernt man einen Mann kennen, der Ducas heißt und höherer Beamter im Ministerium des Äußern ist. Zufällig hat er am Wiener Schottengymnasium studiert, kann also Deutsch und vermag sich so mit dem Korrespondenten des Weltblattes zu verständigen. Der Korrespondent biedert sich an und nützt die angenehme Verbindung weidlich aus. Nach einiger Zeit erinnert sich Herr Ducas seiner überlegenen Kultur, hat wohl auch aus Wien Aufklärungen empfangen und läßt den »Deutschen« fallen. Der wartet die Gelegenheit zur Ranküne ab. Ducas soll Gesandter in Sofia werden. Der Vertreter des Weltblattes erinnert sich seiner »Beziehungen« zum Fürsten von Bulgarien — eine Wiener Dame, Vorleserin der Fürstin, hat ihn einmal vorgestellt — und schreibt einen langen Brief, in dem er vor Ducas in den unflätigsten Ausdrücken warnt. Die Regierung hatte in Sofia wegen Besetzung des Gesandtenpostens ihren formalen Vorschlag gemacht, die formale zustimmende Erledigung erwartete sie vergebens. Endlich kommt man dahinter, daß ein Fremder die Pariser Gastfreundschaft durch einen Racheakt unsauberster Art verraten hatte ... Und so brachte es eine Verschwörung von Jesuiten und Generälen zustande, daß der für die Sache der Gerechtigkeit tätige Vertreter der 'Neuen

1 »Er (Herbert Bismarck) hat in Wien den Bund fürs Leben geschlossen mit einer Dame aus der österreichischen Aristokratie. Auch später, im Jahre 1888 war er in Wien.« Bekanntlich hat Herbert erst 1892, da Caprivi bereits im Amt war, geheiratet. (Depesche an den Prinzen Reuß 9. VI. 92: »Im Hinblick auf die bevorstehende Vermählung des Grafen Herbert Bismarck in Wien usw. «)

Freien Presse' wegen deren freimütiger und unerschrockener Haltung in der Dreyfus—Sache aus dem Lande gewiesen wurde.

* * *

Aus dem Polenclub.

Das 'Fremdenblatt' brachte neulich folgende Meldung: »In der gestrigen Schlußsitzung des Polenclubs erstattete Abgeordneter Gizowski namens der auf Wunsch des Abgeordneten Freiherrn v. *Czecz—Lindenwald* eingesetzten Kommission einen ausführlichen Bericht bezüglich der vom Abgeordneten Stapinski gegen Dr. v. Czecz erhobenen Anwürfe Der Club beschloß den vom Abgeordneten Gizowski erstatteten Bericht in Druck legen und veröffentlichen zu lassen, weiters wurde eine Resolution beschlossen, in welcher erklärt wird, daß die gegen Dr. v. Czecz erhobenen Vorwürfe gänzlich aus der Luft gegriffen sind und Dr. v. Czecz *in der Achtung des Polenclubs noch gestiegen* ist.« Der bloße Vorwurf einer unehrenhaften Handlung scheint offenbar genügt zu haben — um einen Abgeordneten in der Achtung des Polenclubs noch steigen zu lassen ...

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Hofräte Wlassack und Wetschl. Der Selbstmord des Kapellmeisters am k. k. Hofburgtheater müßte Sie eigentlich auf allerlei Gedanken gebracht haben. Wie denken Sie sich die Lage der Burgtheatermusikanten? Auch die Kollegen vom Opernorchester sind ja durch die Großmut der Intendanz auf einen Erwerb außer dem Hause angewiesen, Wenn die zeitraubende Nervosität ihres Direktors sie jetzt manchmal um die einträglichsten Lektionen bringt, so mag Ausbeutung immerhin noch mit künstlerischen Absichten entschuldigt werden. Wessen Ehrgeiz hält aber die Orchesterleute des Burgtheaters von 10 Uhr vormittags bis 3 Uhr nachmittags und den ganzen Abend für ein monatliches Entgelt von 37 fl. 87 kr. bei der Arbeit? Es werden meist nur solche Leute engagiert, die das Konservatorium absolviert haben und Routine im Solo— und Orchesterspiel besitzen. In ihrer freien Zeit dürfen sich einige mit Hutlederausnähen befassen. Andere spielen nach Schluß der Burgtheatervorstellung in Wirts— und Kaffeehäusern niederster Kategorie. Ein ausgezeichnete—Solo—Flötist — er ist nicht mehr im Engagement — ging nach jeder Vorstellung in ein Nachtkaffeehaus, woselbst er bis 4 Uhr morgens gastierte. Jenen Musikern, die nicht in der glücklichen Lage sind, derartige Dienste versehen zu können, und die sich mit ihren Familien der ärgsten Not preisgegeben sehen, haben Sie, Herr Wlassack, vor mehr als einem Jahre schleunige Hilfe versprochen und den Rat gegeben, »vorläufig zu schweigen«. Glaubten Sie, Herr Wlassack, es mit den Ihnen befreundeten Theaterreportern zu tun zu haben? Eine an den Intendanten adressierte Bittschrift ist in Ihrem Papierkorb verschwunden. Meinen Sie ernstlich, daß es dem Kaiser erwünscht sein kann, wenn er eines Tages erfährt, daß Angestellte seines Theaters auf der Straße vor Hunger in Ohnmacht gefallen sind, weil sie den Rat eines Herrn Wlassack, zu schweigen, allzu gewissenhaft befolgt haben? Und Sie, Herr Wetschl, der Sie dem Kaiser in Küche und Keller herumrumoren, die kleinen Leute drücken und zweifelhaften Agenten Hoftitel verleihen, finden Sie auch hier eine Gelegenheit, die Welt mit Ihrer Fibelweisheit, daß Sparen eine Tu-

gend sei, zu beglücken? Schlagen Sie doch lieber eine annehmbare Reform der Burgtheatermusik vor. Seit Jahrzehnten ist diese dem Publikum ein Spott, weil es nicht ahnt, daß die armen Teufel, die ihm die Zwischenakte abkürzen sollen, müde, hungrig und erschöpft ins Theater gekommen sind, — wahrhaftig: um sich von den Strapazen des Tages auszuruhen, nicht um hier Musik zu machen ... Herr Wlassack mag sich hüten. Wenn er der Schande, daß das k. k. Hofburgtheater Angestellte mit 37 fl. Gagen beherbergt, auf keine andere Weise ein Ende zu machen weiß, als daß er die Hungerleider um Diskretion bittet, dann braucht er um sein Fortkommen nicht besorgt zu sein ...

Frl. Martha F. Sie waren also bei »Agnes Jordan« und vermitteln mir Ihre Eindrücke. Es ist richtig, daß wir Herrn HIRSCHFELDS über zwei Jahre altes Stück nur unter der Bedingung ans Burgtheater bekamen, daß es der Dichter konfessionslos machte. Und ein wahrer Dichter, der im Burgtheater aufgeführt werden will, geht eben auf eine solche Bedingung freudig ein. Wenn nur nicht das »jüdische Milieu« und die Beobachtungsfähigkeit, mit der er es herausarbeitet, just das einzig Wertvolle an Hirschfelds Schaffen wäre. Ein Bodensatz von gartenlaubenhafter Sentimentalität, der nach erfolgter Bearbeitung noch zurückbleibt, reicht gerade hin, um für einen modern—literarischen Direktor die Theaterkasse zu füllen. Zu dem Lebensbilde »Von Stufe zu Stufe« — es war sogar raffinierter gemacht — haben sich einstens auch die Leute gedrängt. Das Bleibende an der Literarentwicklung der letzten zehn Jahre ist wohl der artige Witz, daß wir jetzt unsere »Bombenstücke« von den Berliner Milieuprotzen beziehen. Schade um den jungen Herrn Hirschfeld, dessen Eigenart es bisher war, familiäre Intimitäten mit dankenswerter Indiskretion zu literarisch wertvollen Kulturbildchen auszugestalten. Nun hat er leichten Herzens sich zur »Entfernung des jüdisch—berlinischen Milieus« verstanden, und Onkel Krebs muß der jungverheirateten Agnes Jordan die klare Meldung von dem bevorstehenden Konkurs mit blumigen Sentenzen und der pathetischen Beteuerung verzuckern: »Ich habe Dich zu lieb gehabt, um Dich um Liebe zu bitten« Herr Hirschfeld hat sich mit einer unwahren Sprache, aber im übrigen nur mit der Konfessionslosigkeit seiner Figuren begnügt. Ein anderer »reiner Künstler«, Herr Halbe, ist, um die »Jugend« in Wien durchzusetzen, zu einem förmlichen Canossagang bereit. Pfarrer und Kaplan können platterdings nicht konfessionslos werden; aber zur evangelischen Kirche müssen sie unbedingt übertreten. Eine österreichische Behörde war es, die diesmal: Los von Rom! geboten hat.

Löbliche Redaktion der 'Neuen Freien Presse'. Die Kunde heißt »die Nachricht«, Käufer ist der Kunde. Sie dürfen nicht mehr wie im Abendblatt vom 28. d. M. schreiben: »Eine Kunde der Firma hatte usw.«

Prager Tagblatt. Sie haben ganz recht, meine Herren, wenn Sie vorwurfsvoll an mein »Stilgefühl« appellieren, da ich in Nr. 25 Ihren Wiener Feuilletonkorrespondenten Sincerus mit Ihrem Wiener Kunstkorrespondenten Moriz Necker verwechseln konnte. Wie fiel mir dies nur ein? Das schmöckische Deutsch des Herrn Sincerus — ich sehe es jetzt — trägt doch seine eigene Prägung. Wie konnte ich Neckers Eigenart so sehr verkennen? Ich hatte sie doch selbst einmal in dem markanten Satz, den Necker in der 'Neuen Freien Presse' schrieb, entdeckt: »Einem Vulkan gleich warf Goethe solche poetische Brocken in Stunden der Begeisterung ohne festen Plan aufs Papier.« (Nr. 15). Freilich, den Satz, den er am Abend der Frankfurter Goethe—Feier depechierte: »Ein Regen kühlte GOTTLOB ETWAS die schwüle Atmosphäre ab«, — den traue ich auch Ihrem Sincerus zu. Man kann sich leicht irren, wenn man die Schmöcke einer Stadt wie Wien zu beaufsichtigen hat. Aber es ist aller Anerkennung wert, daß Ihr in Prag Euch noch so viel Sinn für die NUANCE bewahrt

habt. Im übrigen freut es mich, daß das 'Prager Tagblatt' zwei Wiener Mitarbeiter hat; ich habe es nie recht glauben können, daß Herr Necker anonymer Feigheiten fähig wäre und daß er zu jenen tristen Gesellen zählt, die in Wien einen Totschweigebund geschlossen haben, aber dank ihren »Verbindungen« das Publikum von Brünn, Pest, Prag, ja sogar von Petersburg mit der Verrechnung meines Sündenkontos behelligen.

Ein Vorstädter. Wie das mit dem Jubiläumstheater und der Wiener Presse ist? Vielleicht habe ich noch mancherlei darüber zu sagen. So viel für heute: Dies »Parteitheater« hat bisher nicht ein Hundertstel von dem erfüllt, was — die Stücke eines Herrn Buchbinder für den Antisemitismus leisten. Das Repertoire—Inserat in der Weihnachtsnummer der 'Neuen Freien Presse' war gewiß auffallend. Das Blatt hatte sich aus natürlicher Abneigung gegen die Absichten und das Programm des Theaters bisher geweigert, das Repertoire wie das der anderen, »liberalen« Theater, gratis abzudrucken. Herr Müller—Guttenbrunn fand lange Zeit kein Mittel, den Widerstand zu brechen. Endlich verfiel er auf das nächstliegende: er zahlte. Auch den Annoncen von Köchinnen, die nur zu christlichen Herrschaften kommen wollen, auch Reklamen für Seebäder, die nur christliche Kurgäste aufnehmen, war die tolerante Administration des Blattes bisher nicht unzugänglich. Nun hat sich das Jubiläumstheater auf kurzem Wege »Beachtung« verschafft. Bei größeren Insertionsaufträgen erfolgt lobende Erwähnung im »Hauptblatt«. Das möge Herr Müller—Guttenbrunn bedenken, wenn er endlich auch ein günstiges Urteil über sein Theater erreichen will. Die Antisemiten kennen nun den Weg, die 'Neue Freie Presse' für sich zu gewinnen. Wer vom Rathaus in die Fichtegasse gelangen will, muß die Wollzeile passieren.

R. B. Vielen Dank. Gelegentlich komme ich vielleicht auf Ihre Anregung zurück.

Amico veritas. Sie sagen mir nichts Neues. Daß es gerade die Juden sind, die der Assimilation Hindernisse in den Weg legen, weiß ich. Darum rede ich ja eben ihnen und nicht den andern zu, sich zu assimilieren.

Dr. Oscar R. Um mit einem Pseudonym poste restante zu verkehren, dazu fehlt es mir leider an Zeit. Aber ich lade Sie ein, mich zu besuchen. Ich möchte Gelegenheit haben, Ihnen die Unrichtigkeit Ihrer Voraussetzungen zu beweisen und dennoch manches, das sich an den in dieser Form undiskutablen Vorschlag knüpfen könnte, zu besprechen.

H. G., Wien IX. Dank für die freundliche Anregung. Vielleicht lasse ich in dieser Sache gelegentlich einen Fachmann zu Worte kommen. Bis dahin scheint mir in Österreich manch eine akutere Frage der Erörterung wert.

K. k. Postdirektion. Vor mir liegt schon wieder das Kuvert eines Briefes, der an einen bosnischen Studenten gerichtet war. Das Kuvert zeigt die deutlichen Spuren Kallay'scher Neugierde. Es trägt den Vermerk: »Zerrissen angefangt, wurde amtlich geschlossen.« Das geschah am Bestimmungsort. Aber wo wurde der Brief amtlich GEÖFFNET? Und warum sind es gerade immer die Korrespondenten bosnischer Studenten, die ihre Briefe so ungeschickt zukleben, daß die Post und Herr Kallay nachhelfen müssen?

Den zahlreichen wohlmeinenden Briefstellern und allen Sendern stets willkommener Mitteilungen meinen besten Dank, den ich diesmal und in Zukunft Zeitmangels halber nicht an einzelne Chiffren verteilen kann.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Karl Kraus.**
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.